



Jean-Luc Bannalec

BRETONISCHE IDYLLE

Kommissar Dupins zehnter Fall

KiWi

Jean-Luc Bannalec

Bretonische Idylle

Kommissar Dupins zehnter Fall



Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Über Jean-Luc Bannalec](#)

[Über dieses Buch](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)





Hinweis für E-Reader-Leserinnen und Leser

Wenn Sie sich die Karte in Farbe und zoombar ansehen möchten, dann geben Sie bitte die folgende Internetadresse im Browser Ihres Computers oder Smartphones ein:

<https://www.kiwi-verlag.de/magazin/extras/karte-zu-bretonische-idylle>

Hinweis für Leserinnen und Leser auf dem Smartphone/Tablet oder am Computer

Sie möchten sich die Karte zoombar anschauen? Dann tippen bzw. klicken Sie bitte auf die Abbildung. Es öffnet sich ein neues Fenster mit der entsprechenden Website-Ansicht.

Inhaltsverzeichnis

Widmung

Motto

Der erste Tag

Der zweite Tag

Der dritte Tag

Leseprobe »Gezeitenmord«

ÄL.

*und in Andenken an meinen Freund Uwe Rosenfeld, Bretone im
Herzen*

Neb a fell dezhañ ober fall,
A gav un digarez pe un all.

*Wer Böses tun will,
findet immer eine Ausrede.*

Bretonisches Sprichwort

Der erste Tag

Kommissar Georges Dupin hatte einen neuen Freund.

Dupin war, wie heute, weit hinausgeschwommen, als sie sich das erste Mal begegnet waren. Der Kommissar mochte es, so ganz allein draußen im Meer zu sein. Es herrschte eine ganz besondere Stimmung, eine wundersam gedämpfte Ruhe. Vor allem mochte er die verrückte Perspektive: die Augen nur knapp über dem Wasser, schienen Himmel und Ozean unendlich. Unendlich weit. Und unendlich blau, nur in den Tönen unterschieden sich das obere und das untere Blau. Heute war der Himmelsstreifen eine Spur lichter. Manchmal war es auch umgekehrt. Unentwegt spielten Himmel und Meer in der Bretagne dieses Spiel: sich untereinander die Blautöne abspenstig zu machen, als lieferten sie sich einen Wettstreit. Und es gab Tage, an denen beide exakt den gleichen Ton annahmen, womit sie den Horizont zum Verschwinden brachten, Tage, an denen sie sich harmonisch ineinander auflösten und die Menschen in einen Taumel versetzten. Dann blieb nichts mehr zu sehen als ein einziges Himmelsmeer, ein einziger Meereshimmel. Und es war unmöglich zu sagen, wo das eine aufhörte und das andere begann.

Vor zwei Wochen also war beim Schwimmen plötzlich etwas Graues vor ihm aufgetaucht. Eine Schnauze zunächst, eine beträchtliche Schnauze, eindeutig mit Fell, einzelne lange weiße Schnurrhaare zu beiden Seiten. Nur allmählich hatte sie sich geneigt, bis ein paar glänzende dunkle Augen und ein spitz zulaufender Kopf zum Vorschein gekommen waren.

Eine Robbe.

Eine Kegelrobbe, genauer gesagt, *un phoque gris*, wie ihn Riwal und Nolwenn – sein erster Inspektor und seine »Assistentin«, die ungleich mehr war als eine Assistentin – später aufgeklärt hatten. Zu behaupten, Dupin hätte bei dieser ersten Begegnung Angst gehabt, wäre zu viel gesagt. Respekt hingegen sehr wohl. Selbstverständlich war ihm im ersten Augenblick etwas mulmig zumute gewesen. Schließlich waren es imposante Tiere, massig und dennoch enorm schnell, Akrobaten des Meeres, hübsch anzusehen, ja, putzig als Babys, aber im Wesentlichen Raubtiere. Was ebenfalls zu bedenken war: Womöglich existierte auch im Meer eine Art Tollwut, jedenfalls zeigte dieses Exemplar kaum Scheu, was, wie man gemeinhin wusste, bei Wildtieren als suspekt galt.

Eine Weile war Dupin so regungslos wie möglich verharret, hatte sich, die Robbe im Blick, lediglich mit sachten Bewegungen über Wasser gehalten. Glücklicherweise hatte das Meer glatt dagelegen, wie ein gespanntes Laken, ohne auch nur die Andeutung einer Welle. So war es die gesamte letzte Zeit gewesen, seit die große Hitze, *la canicule*, ganz Westeuropa und ausnahmsweise auch die Bretagne fest im Griff hatte, eine Region, die von Hitzewellen für gewöhnlich verschont blieb. *Ce n'est pas normal*, die allgemeine Empörung war nicht zu überhören, im Supermarkt, beim Friseur, beim Bäcker, im Weinladen, im Café, bei zufälligen Begegnungen auf der Straße. In Rennes war dieser Tage der beängstigende Hitzerekord von 40,1 Grad gemessen worden, in Concarneau immerhin noch 34,7 Grad. So etwas hatte es, da war man sich einig, seit Menschengedenken nicht gegeben.

Die Robbe war aufrecht geschwommen, in gewisser Weise hatten sie sich in dem glasklaren Wasser gegenübergestanden. Sie hatte einen neugierigen Eindruck gemacht, verwundert vielleicht, als fragte sie sich, wer da in ihrem Element herumschwamm. Eine Weile hatten sie einander gemustert. Dann hatte Dupin es für das Beste befunden, ruhig und ohne hektische Bewegungen zurück zum Ufer zu schwimmen. In Begleitung der

Robbe, wie er feststellte. Einen höflichen Abstand einhaltend, war sie ihm bis zum Strand gefolgt. Dupin war auf eine intensive Weise berührt gewesen. Noch eine ganze Zeit hatte er an der Wasserlinie gestanden.

Das war vorletzten Donnerstag gewesen. Seitdem hatte ihn die Robbe jeden Morgen erwartet, wenn er vor der Arbeit, um acht, ein strenges sommerliches Ritual, zum Schwimmen an seinen Hausstrand kam. Um ihn raus aufs Meer zu begleiten. Ausgelassen schwamm sie auf dem Bauch, auf dem Rücken, tauchte unter ihm hindurch und um ihn herum, schoss kreuz und quer durchs Wasser, ohne sich je weit von ihm zu entfernen. Verließ er das Meer und den Strand, blickte sie ihm eine Zeit lang nach, um dann entschieden abzutauchen und bis zum nächsten Tag anderweitigen Beschäftigungen nachzugehen. Ab und an gab sie beim gemeinsamen Schwimmen einen durchdringenden Klicklaut von sich, beim täglichen Abschied auch eine Art singendes Pfeifen, das, er hatte die Bedeutung noch nicht erfasst, in ein tiefes Dröhnen übergehen konnte.

Auch heute, es war der 7. August, ein Mittwoch, hatte die Robbe auf Dupin gewartet. Geduldig schwamm sie neben ihm her. Dupin bewunderte ihre Langmut, nach ihrem Empfinden musste er sich im Tempo einer Meeresschnecke bewegen. Aus irgendeinem Grund, vielleicht eine veränderte Strömung, hatte sich der Atlantik über Nacht abgekühlt. Das geschah manchmal, selbst bei großer Hitze, und gerade jetzt war die Abkühlung höchst willkommen. Mit dreiundzwanzig Grad war der Atlantik in der *Baie de Concarneau* längst ungewöhnlich warm geworden. Dupin befand sich auf dem Rückweg seiner Schwimmstrecke, als er am Strand eine wild gestikulierende Person bemerkte. Es dauerte ein wenig, bis er die Gestalt erkannte. Es war Riwal.

»Chef! Chef!«

Dupin blickte auf die Uhr. Es war zwanzig nach acht. Wo lag das Problem? Sie hatten Viertel vor neun gesagt. Und es war nicht weit zum Kommissariat. Eigentlich hätte er sogar noch rasch einen *petit café* im

Amiral trinken können. Nolwenn und Riwal wollten »dringlich und abschließend« über »die große Feier« sprechen: Dupins zehnjähriges Dienstjubiläum. In zwei Tagen war es so weit, Freitagabend. Ausnahmsweise würde die Festivität nicht im *Amiral* stattfinden, die Wahl war nach wochenlangen Abwägungen auf das *Ty Mad* in Douarnenez gefallen.

Hatte Nolwenn den Inspektor geschickt, um sicherzustellen, dass er auch wirklich kommen würde? »Viel Zeit haben wir leider nicht«, hatte sie bereits gestern gemahnt, denn schon um 11 Uhr 30 hatte Dupin einen Termin mit dem Chef der Feuerwehr. Dupin war der ganze Wirbel ohnehin nicht recht, die Diskussionen hatten sich über Wochen hingezogen, irgendwann hatte er der Feier resigniert zugestimmt. Er hatte keinen blassen Schimmer, was sie heute noch so lange besprechen sollten. Nolwenn übertrieb. Und zwar maßlos.

Am Ufer winkte Riwal jetzt immer verzweifelter. Auch die Robbe hatte den Inspektor wahrgenommen. Sie hatte innegehalten und blickte, so schien es, mit ausgesprochen skeptischer Miene Richtung Strand.

»Chef! Chef, ein Toter!«

Dupin war sich einen Moment unsicher, ob er richtig gehört hatte.

»Was?«

»Ein Toter! Chef, wir haben einen Toten!«

Die Worte hallten durch die gesamte Bucht. Es bestand kein Zweifel. Ein Toter!

Glücklicherweise war um diese Uhrzeit noch nichts los. Nur Dupins Nachbarin, die alte Madame Claudel, war, ein Baguette unterm Arm, auf der Uferpromenade unterwegs. Natürlich, wie sollte es anders sein, war sie neugierig stehen geblieben und beobachtete die Szene.

»Ich komme, Riwal.«

Dupin begann zu kraulen, so schnell er konnte. Die Robbe schien bemerkt zu haben, dass hier etwas Irreguläres vor sich ging, sie blickte

sich alarmiert um und eskortierte Dupin dann fürsorglich bis zum Strand.

»Wo? Wer ist es?«

Dupin rannte noch im Wasser los. Er stürmte auf den Inspektor zu.

»Eine Männerleiche, im Meer. Im Hafen von Doëlan. Wir wissen noch nicht, wer der Tote ist. Ein Fischer hat ihn gefunden.«

»Und er kennt ihn nicht?«

»Nein.«

Dupin war, ohne langsamer zu werden, an Riwal vorbeigelaufen, zu seiner Kleidung, die weiter oben am Strand lag. Riwal folgte ihm.

»Hinweise auf ein Verbrechen?«

»Noch nicht.«

»Wenn der Fischer ihn nicht kennt, ist er nicht von dort.«

Doëlan war ein winziger Ort, der zur kleinen Gemeinde Clohars-Carnoët gehörte.

Der Kommissar war bei seinen Sachen – Handtuch, Jeans, Polo, Schuhe – angekommen.

»Wahrscheinlich nicht, nein.«

»Wird irgendwo jemand vermisst?«

»Nein. Zwei Gendarmen aus Quimperlé sind auf dem Weg, sie müssten bald in Doëlan eintreffen. Der Gerichtsmediziner ist auch schon unterwegs.«

»Gut.«

Es blieb keine Zeit, sich abzutrocknen. Oder die Badehose loszuwerden. Er musste die Jeans einfach drüberziehen.

»Wir nehmen meinen Wagen!«

Dupin spurtete los.

»Meernebel, Chef, *Brume de mer.*«

Nach zehn Jahren Bretagne kannte Dupin das Phänomen, aber es war jedes Mal aufs Neue spektakulär anzusehen. Der Nebel war aus dem Nichts aufgetaucht. Die gesamte Fahrt über hatte der bretonische Himmel sein makellooses atlantisches Blau zur Schau gestellt. Erst als sie zum Hafen hinuntergefahren waren, hatte sich der Nebel gezeigt: ein eigenartiger hellweißer Dunstschleier, der unmittelbar über dem Meer schwebte. Dupin schätzte die Sicht auf vielleicht zehn Meter, darüber hinaus vermochte man bloß noch Silhouetten und Konturen zu erahnen, Boote, Kähne, Felsen, Bojen. Dann verlor sich alles im wabernden Nichts. Die Grenze war scharf gezogen: Wo das Meer endete, endete auch der Nebel. Wie an einer unsichtbaren Wand. Er lag nur über dem Meer. Es war geradezu gespenstisch.

Kadeg, Dupins zweiter Inspektor, war mit Le Menn und Nevou – den beiden Polizistinnen, die Nolwenn vorletztes Jahr zur längst überfälligen Verstärkung des Teams erkämpft hatte – ein paar Minuten vorher eingetroffen. Mit einem Kahn waren sie zur Leiche gefahren, die noch im Wasser lag. Mitten in den Meeresnebel hinein. Von ihnen war nichts zu sehen.

»Maritimer Stratus, Chef.« Auch Riwal und Dupin hatten sich inzwischen einen Kahn genommen, einen abenteuerlich winzigen, fand Dupin, weiß-blau gestrichen und mit zwei einfachen Holzrudern ausgestattet.

»Streng genommen ist das gar kein Nebel, das sind echte Wolken. Die sich über dem Meer bilden, wenn die erhitzten Luftmassen aus dem Inland die Küste erreichen und jäh abkühlen.«

Es war ein ganz und gar unpassender Zeitpunkt für die Erörterung meteorologischer Mysterien. Außerdem war Dupin egal, was genau es war, das ihnen die Sicht nahm.

Doch im nächsten Moment war Riwal wieder ganz bei der Sache: »Einer der Gendarmen schaut sich die Autos am Hafen an und prüft, ob welche von auswärts kommen. Und der Hafenmeister kontrolliert die Boote.«

»Irgendwoher muss er ja kommen«, brummte Dupin mürrisch.

»Wir müssen höllisch aufpassen, Chef, die Ebbe hat fast ihren tiefsten Punkt erreicht. Wir haben es gerade mit einem beachtlichen Koeffizienten zu tun, da fehlt erheblich mehr Wasser als sonst. Rechts und links der Fahrrinne lauern spitze Felsen.«

Das kümmerliche Boot wankte und schwankte bedenklich, auch wenn es weit und breit keine Wellen gab.

»Und die letzten aus der Ria ablaufenden Wassermassen verursachen extrem starke Strömungen«, ergänzte Riwal. »Die machen das Manövrieren nicht einfacher.«

Sosehr Dupin das Schwimmen liebte, so sehr hasste er Bootsfahrten. Ganz gleich auf welchen Booten. Riwal ruderte auf Steuerbord-, Dupin auf Backbordseite. Der Inspektor stellte sich alle paar Augenblicke aufrecht hin, um Ausschau nach den anderen zu halten, was die wackelige Angelegenheit nur noch wackeliger werden ließ.

»Hier drüben! Hier!«

Kadegs militärisch-zackige Art. Eine seiner unangenehmen Eigenschaften, von denen es einige gab und die einem dummerweise sofort auffielen. Im Gegensatz dazu dauerte es, bis man seine sympathischen Seiten entdeckte, Dupin hatte Jahre gebraucht.

Kadeg hatte, das musste am Meernebel liegen, zugleich ganz nah und ganz weit entfernt geklungen. Dupin hätte beim besten Willen nicht sagen können, wo sich sein Inspektor befand.

»Okay«, bestätigte Riwal.

Sie waren, wie sie feststellten, etwas zu weit gerudert, Dupin tat ein paar kräftige Schläge allein, das Boot drehte sich. Die Silhouette der sich

vom Ufer weit ins Meer ziehenden Kaimauer trat massig und gespenstisch aus dem Dunst hervor.

»Noch ein bisschen weiter, hierher!«

Nevous kräftige, tiefe Stimme leitete sie. Mit einem Mal sahen sie das Boot der Kollegen. Neben Kadeg und Nevou konnte Dupin die hochgewachsene Le Menn mit ihrem Zopf und einen der Gendarmen aus Quimperlé erkennen. Kadeg und Le Menn knieten im Bug, weit über die schmale Reling des Bootes gebeugt, Nevou und der Gendarm hielten sie an den Beinen fest, es war ein skurriler Anblick.

»Bonjour, Monsieur le Commissaire.« Die schüchterne Stimme gehörte dem Gendarmen.

»Sie haben vermutlich auch keine Ahnung, wer der Tote sein könnte?« Dupin klang unwirsch, obwohl er das gar nicht wollte.

»Ich habe ihn in der Gegend noch nie gesehen«, der Gendarm wirkte nun erst recht eingeschüchtert, »es kann auch ein Fremder sein, jetzt in der Saison wimmelt es hier von Touristen.«

So war es Anfang August. Die meisten Franzosen verreisten in den vier Wochen nach dem Nationalfeiertag am 14. Juli. Dazu kamen die Touristen aus anderen Ländern.

Riwal und Dupin waren noch zwei, drei Meter vom Boot der Kollegen entfernt, allmählich war die Szene zu erkennen. Zwischen zwei großen weißen Bojen war eine Leine gespannt, an der weitere Leinen zum Vertäuen von Booten befestigt waren. Die Leiche hatte sich in ihnen verfangen und wurde von der Strömung gegen eine der Bojen gepresst. Kadeg und Le Menn versuchten, den Körper zu befreien.

»Wir haben es gleich«, schnaufte Le Menn, ihr langer Zopf baumelte im Wasser, »noch einen Moment.«

Dupins Blick haftete auf dem Toten.

Riwal hatte ihr Boot mit ein paar kräftigen, geschickten Schlägen auf die andere Seite der Boje gebracht, jetzt lag es direkt an der Leiche. Der

Kommissar hatte sich in den Bug gekniet, ohne das heftige Schaukeln, das er damit ausgelöst hatte, zu bemerken.

Der Tote war hager. Nicht besonders groß, nicht besonders klein. Er trieb auf dem Rücken. Die Strömung drückte den Kopf regelmäßig unter Wasser, dann tauchte er plötzlich wieder auf, es war ein überaus makabres Schauspiel. Der gesamte Körper befand sich unentwegt in Bewegung. Am unheimlichsten aber wirkten die Augen: schmale, starre Schlitze, durch die einen nasse, glasige Pupillen anzustarren schienen. Die Lider waren angeschwollen. Der Mann mochte um die sechzig sein, kurze Haare, ein derbes Gesicht, ein unnatürlich rosiger Ton.

»Er liegt noch nicht lange im Wasser«, konstatierte Le Menn ruhig, die nach wie vor an den Leinen herumhantierte, »eindeutig.«

»Ein paar Stunden maximal«, präzisierte Kadeg mit gewichtigem Ton.

Der Mann trug eine schwarze Stoffhose und ein grünes kurzärmliges Hemd, die Strömung hatte den halben Bauch freigelegt.

»Wo bleibt Docteur Lafond?« Dupin war im Begriff, sich wieder zu setzen, als er plötzlich innehielt.

»Er hat sich eben gemeldet«, teilte Le Menn mit, »er kommt gleich zum Hafen. Er hat ...«

»Rival«, unterbrach Dupin sie, der sich abermals hinkniete, »können Sie uns etwas näher ranbringen?«

Der Kommissar lehnte sich weit über den Rand, das Boot neigte sich.

»Was ist, Chef? Was haben Sie gesehen?«

»Noch näher, Rival!«

Der Inspektor tat sein Bestes, es war eindrucksvoll, wie er, jetzt stehend, den Kahn mit nur einem Ruder im Griff hatte. Dupin konnte den Körper des Toten beinahe berühren, dann drehte das Boot abrupt ab.

»So ein Scheiß«, entfuhr es Dupin.

»Die Strömung, Chef. Keine Chance.«

Es schien aussichtslos, das Manöver noch einmal zu wiederholen.

»Monsieur le Commissaire, wenn Sie uns sagen würden, was Sie vorhaben?«, ließ Kadeg pikiert vernehmen. Er hielt jetzt das rechte Bein des Toten fest.

»Ich ...«

Dupin brach ab. Kurzerhand kletterte er an Riwal vorbei zum Heck, legte seine Waffe ab – noch wichtiger: sein heiliges Notizheft –, warnte den Inspektor mit einem knappen »Achtung!« und sprang über Bord. Er tauchte kurz unter, um dann mit ein paar kräftigen Zügen zur Boje zu schwimmen.

»Alles okay, Chef?« Riwal wusste, dass weiteres Nachfragen sinnlos war, wenn Dupin sich etwas in den Kopf gesetzt hatte.

»Alles okay.«

Dupin hatte etwas am Hals des Toten gesehen. Zumindest glaubte er, es gesehen zu haben. Der Kommissar hielt sich an der Leine zwischen den großen Bojen fest, er war jetzt direkt beim Toten, griff nach dem Hemdkragen und zog ihn zur Seite. Es war eindeutig. Dupin hatte sich nicht vertan. Am Hals waren deutliche Verletzungen zu erkennen. Und zwar sehr spezifische. Zeichen einer Strangulation. Der Mann an der Boje war ermordet worden.

Sie hatten die Leiche vor das Hafengebäude gebracht. Jetzt lag sie auf dem Asphalt mitten auf dem Parkplatz, der weiträumig abgesperrt worden war. Der Nebel über dem Meer schien sich weiter zu verdichten, hielt sich aber noch immer strikt an die rätselhafte Grenze: Zum Landesinneren hin war der Himmel frei und blau, auch hier über dem Parkplatz.

Der Tote lag in der prallen Sonne, die sich, obgleich es erst kurz nach neun war, gar nicht wie Morgensonne anfühlte, so stark brannte sie

bereits. Der Gerichtsmediziner, Doktor Lafond, war mit zwei Mitarbeitern eingetroffen und hatte den Toten ein erstes Mal in Augenschein genommen. Auch die Kollegen der Spurensicherung waren mittlerweile vor Ort und sahen sich aufmerksam am Hafen um.

Trotz seiner notorischen Abneigung gegenüber vorschnellen Aussagen hatte sich Lafond zu einem »Offenbar erdrosselt, mit einem Seil oder einem Tuch, wahrscheinlich erst vor ein bis drei Stunden« hinreißen lassen. »Eher drei Stunden. Das wäre sechs Uhr heute Morgen. Länger ist es nicht her.« Tonlos hatte Lafond noch hinzugefügt: »Ein brutaler Tod.« Davon zeugten die Wunden, Quetschungen, Striemen und vor allem die Hämatome am Hals auf schaurige Weise, die nun, ohne die Kühlung durch den Atlantik, immer grässlicher hervortraten. Der Mann war, auch das stand für Lafond außer Frage, bereits tot gewesen, als er ins Meer gefallen oder geworfen worden war. Womit Grundlegendes feststand. Damit konnte man arbeiten.

Dupin, Le Menn und Riwal hatten kurz mit dem Fischer gesprochen, der die Leiche bei seiner Einfahrt in den Hafen entdeckt hatte. Er war um kurz vor Mitternacht rausgefahren, genau wie zwei andere Küstenfischer, die sich noch auf dem Meer aufhielten. Sie hatten dem Fischer die Leiche noch einmal gezeigt, aber auch jetzt, bei näherer Betrachtung, kam ihm der Mann nicht bekannt vor.

»Der Mörder hat ganz schön Pech gehabt«, murmelte Le Menn plötzlich.

Riwal und Dupin sahen sie fragend an. »Wenn sich die Leiche nicht in den Leinen an der Boje verfangen hätte, wäre sie nie gefunden worden. Sie wäre einfach immer weiter rausgetrieben. Und der Tote für alle Zeiten verschwunden gewesen.«

So war es.

»Man hätte einen Unfall vermutet. Der Fall wäre zu den Hunderten Akten der Vermissten gekommen.«

Es geschah immer wieder. Menschen gingen im Meer verloren. Aus für immer unbekanntem Gründen und unter für immer ungeklärten Umständen. Sie verschwanden einfach. Das Meer nahm sie. So hieß es hier. Das war Teil des bretonischen Lebens.

»Le Menn hat völlig recht«, bestätigte Riwal. »Das war der reine Zufall. Es war extrem unwahrscheinlich, dass der Tote je entdeckt wird.«

»Irgendjemand muss ihn doch kennen.«

Kadeg, Nevou und die beiden Gendarmen waren bereits mit einem Foto des Mannes im kleinen Dorf von Haus zu Haus unterwegs.

»Ich würde ihn jetzt mit nach Quimper nehmen.« Doktor Lafond stand neben der Leiche und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Keine Einwände.« Dupin zuckte mit den Achseln. Er war immer noch triefnass.

Ein Mann kam lässigen Schrittes auf sie zu, beide Hände in den Hosentaschen, ein ausgewaschenes graues T-Shirt, übersät mit dunklen Flecken, Arbeitskleidung. Große, abstehende Segelohren, Mitte vierzig vielleicht.

»Können wir Ihnen helfen, Monsieur?«, wollte Dupin wissen.

»Ich bin der Hafenmeister«, teilte der Mann grußlos mit, lief an Dupin vorbei, nur für einen Moment blieb sein Blick an dem klitschnassen Kommissar hängen, und hielt auf die Leiche zu.

»Ein Inspektor hat gesagt, ich soll ihn mir ansehen.«

Erst kurz vor der Leiche blieb er stehen.

»Ah. Wie ich es mir dachte. Provost. Patric Provost. Ein Bellilois.«

Eine nüchterne Feststellung, keinerlei Emotion. Die Hände immer noch in den Hosentaschen.

»Sie kennen den Mann?« Im Nu stand Dupin neben ihm.

»Er kommt einmal im Jahr. Vom 6. auf den 7. August. Nur dann. Da hat der alte Provost Geburtstag. Sein Onkel. Jean Provost. Die ganze Familie stammt von der Belle-Île.«

»Sind Sie sicher, dass er es ist, Monsieur?«

Ein angedeutetes Nicken.

»Und er kommt von der Belle-Île?«

Abermals nur ein Nicken.

Dupins Blick ging zu Riwal: »Sagt Ihnen der Name Provost etwas?«

Auch Riwal war quasi ein Bellilois. Seine Schwester, die mit ihrem Mann, einem gebürtigen Bellilois, vor ein paar Jahren an die amerikanische Ostküste gezogen war, besaß ein Domizil auf der Insel, das seitdem Riwals Wochenend- und Ferienhaus geworden war. »Das absolute Paradies«, pflegte er zu sagen. Bis zur Fähre in Quiberon waren es von Concarneau aus anderthalb Stunden, dann eine Dreiviertelstunde Überfahrt. Riwal war verliebt in die Belle-Île, die berühmteste und größte der bretonischen Inseln. Ein Mythos.

»Nicht viel. Eine der alteingesessenen Familien, glaube ich.« Der Inspektor schüttelte den Kopf.

Dupin wartete. Aber mehr kam nicht. Riwal wirkte selbst enttäuscht. Er rieb sich die Schläfe und schien angestrengt nachzudenken.

Dupin wandte sich wieder an den Hafenmeister. »Hat er weitere Angehörige? Verheiratet?«

»Keine Ahnung. Der alte Provost hat auf jeden Fall keine Frau. Er lebt allein.«

»Wie ist Patric Provost nach Doëlan gekommen, Monsieur?«, übernahm Le Menn.

»Wie immer, mit seinem Boot. Es liegt da vorne, am Anfang der Ria.« Er deutete Richtung Inland.

Die Ria zog sich hier bei Doëlan bestimmt einen Kilometer ins Inland. Eine urbrettonische Landschaftsform: ein durch den Anstieg des Meeresspiegels vor Jahrtausenden überflutetes Tal, ein versunkenes Flussbett, das zu einem mäandernden schmalen Meeresarm geworden war, wie ein Fjord. Im Norden der Bretagne hießen sie *Abers*. Rechts und

links des Ufers erstreckten sich flache Hügel mit hübschen alten Fischerhäusern, ein Teil des Dorfes zog sich unten an der Ria entlang, ein anderer Teil lag auf dem Gefälle dazwischen. Zu sehen war der Meeresarm im Moment nicht: Der dichte Nebel verdeckte auch ihn.

»Provost ist gestern Abend angekommen, so um sechs«, fuhr der Hafenmeister fort. »Und wollte heute Morgen wieder zurück. Ihm gehört eine große Schafzucht. Ein verstockter Geizkragen, er hasst Menschen.«

Eine skurrile Kombination von Informationen.

»Ach ja, Schafe!«, rief Riwal plötzlich aus. »Natürlich! Daher kenne ich den Namen Provost.«

Dupin hatte begonnen, sich Notizen zu machen.

»Es gibt auf der Insel eine berühmte, ganz besondere Schafrasse, Chef«, jetzt sprang die enzyklopädische Maschine an, »sie heißt auch so. Wie die Insel, meine ich. *Belle-Île*-Schafe. Verrückte Geschichte, Chef. Man hielt sie für ausgestorben, ein Tierarzt, der auf der Insel Ferien machte, hat dann zufällig entdeckt, dass auf der Insel noch ein Dutzend davon lebte, und ...«

»Wo in Doëlan wohnt Provosts Onkel?«, unterbrach ihn Le Menn, sie war Dupin zuvorgekommen.

»Impasse des Pêcheurs. Nicht weit.«

In Doëlan war nichts weit.

»Haben Sie mit Patric Provost gesprochen, als er ankam?«

»Gesprochen ist zu viel gesagt. Ein mundfauler Typ. Unsympathisch.« Mitgefühl oder Pietät waren nicht die Sache des Hafenmeisters. Dabei meinte er es nicht böse, Dupin kannte solche Leute.

»Ist Ihnen gestern Abend etwas Ungewöhnliches an ihm aufgefallen?«

Le Menn war berüchtigt für ihr Fragetempo.

»Nein. Er war wie immer.«

»Wie lange haben Sie gestern Abend hier im Hafen gearbeitet, Monsieur?«

»Lange. Bis halb elf. Ich hatte viel zu tun.«

»Haben Sie etwas Ungewöhnliches bemerkt?«

»Nein.«

»Wie viele fremde Boote waren über Nacht hier?«

Im Sommer waren die Häfen entlang der Küste so etwas wie die Campingplätze der Bootsurlauber.

»Zwölf, als ich ging. Aber vielleicht ist ja noch jemand hinzugekommen.«

»Sie verfügen über eine Liste, nehme ich an.«

»Alle registriert.«

»Als Erstes«, Dupin verspürte Ungeduld, »reden wir mit dem Onkel.«

Er wandte sich ab in Richtung der Straße, die zum kleinen Hauptplatz des Ortes führte, den Dupin gut kannte.

»Le Menn, Sie kommen mit mir. Riwal, rufen Sie Kadeg und Nevou an, Sie inspizieren schon einmal Provosts Boot. Le Menn und ich stoßen dann zu Ihnen.«

Dupin zog sein Handy hervor. Das wichtigste Telefonat stand aus. Nolwenn und er hatten bisher noch nicht gesprochen. Riwal hatte sie nach der Bergung der Leiche à jour gebracht. Mehr wusste sie noch nicht. Er drückte die Nummer.

»Ah, Monsieur le Commissaire. Neuigkeiten?«

»Wir wissen, wer der Tote ist. Und dass er von der Belle-Île kam. Und – dass es Mord war.«

Dupin fasste mit knappen Worten zusammen, was sie gerade erfahren hatten.

»Von der Belle-Île? Hm. Riwal's Reich.«

»Über Patric Provost weiß er leider nichts. Sagt Ihnen der Name etwas?«

»Auch nicht, nein. Aber das wird sich gleich ändern.«

Dupin hörte sie bereits tippen.

»Und da haben wir ihn schon. Patric Provost. *Moutons bretons* heißt sein Unternehmen, ein bisschen einfalllos, aber gut. Einen Moment ...«

Le Menn hatte Dupin überholt und eilte die Straße zum Platz hinauf. Auch sie hatte das Telefon am Ohr.

»Jetzt bin ich auf seiner Website ...« Eine Pause. »Eine äußerst bescheidene Seite ... Die berühmten *Belle-Île*-Schafe. Eine sehr ansehnliche Zucht ... Er ist Vizepräsident von *Denved ar Vro*, sehe ich.«

Nolwenn betonte es so, als müsste Dupin Bescheid wissen.

»Eine Vereinigung, die sich speziell um den Bestand und die Vermarktung dieser besonderen Rasse kümmert. Das Lammfleisch gilt als das beste überhaupt. Es ist extrem begehrt. *Agneau de pré salé*. Wie vom Mont-Saint-Michel. Nur heißt das Label auf der Belle-Île anders: *Agneau du large*.«

»Verstehe.«

Es gab tatsächlich nichts Besseres, eine grandiose Köstlichkeit. Die Schafe grasten auf salzig-jodigen Wiesen voller wilder Kräuter direkt am Meer. »Sie würzen sich beim Fressen gewissermaßen selbst«, hatte ihm einmal ein Bretone gesagt. In Dupins kulinarischem Ranking landete dieses Lammfleisch direkt hinter dem Entrecôte. Und das hieß etwas.

»Schauen Sie, was Sie sonst noch über den Mann finden, Nolwenn. Wir sprechen erst mal mit dem Onkel.«

»Damit eines klar ist, Monsieur le Commissaire«, Nolwenns Tonfall hatte mit einem Mal ein bedrohlich ernstes, nahezu dramatisches Timbre angenommen, »Freitagnachmittag müssen Sie den Fall gelöst haben. Die Feier steht! Und wenn die Welt untergeht! Und nächsten Montag ist Ihr Test. Auch den werden Sie unter keinen Umständen verpassen! Ich gehe davon aus, dass Sie Ihr Büchlein immer dabei haben. Also los! *Ken emberr*.«

Bevor Dupin auch nur ein Wort entgegenen konnte, hatte sie aufgelegt.

»Bretonisch für Anfänger«, der Kurs mit abschließendem Test und Diplom war das »Geschenk« der Kolleginnen und Kollegen im Kommissariat zum Jubiläum. Auf wen die Idee zurückging, war klar. Über die gesamten zehn Jahre hatten Riwal und Nolwenn dem Kommissar das

Erlernen des Bretonischen dringend nahegelegt, auch unter professionellen Gesichtspunkten: Ohne Kenntnisse der uralten keltischen Sprache sei auch in der bretonischen Gegenwart kein Kriminalfall zu lösen. Rund 250000 Menschen seien ihrer noch mächtig, und dies nur in der *Bretagne bretonnante*, der westlichen Bretagne. Geschlagene fünfzehn Montagabende hatte er in dem stickigen Seminarraum des *Espace culturel* über den alten Markthallen Concarneaus zugebracht. Immerhin: Die sieben Mitschülerinnen und Mitschüler waren allesamt äußerst sympathisch gewesen. Dupin hatte sich sogar ein wenig mit einem pensionierten Feuerwehrmann angefreundet, der kurz davor war, noch einmal zu heiraten, eine Bretonin »pur beurre«, die auf einer bretonischen Vermählungs-Zeremonie bestand. Zu dem Kurs hatte ein kompaktes Miniatur-Büchlein gehört, *Le Breton en 5 minutes par jour*, so der programmatische Titel. Es war nach Themen respektive Situationen geordnet, die das glückliche bretonische Dasein beschrieben: »Mit den Freunden feiern«, »Essen« (ein umfassendes Kapitel), »Trinken« (ein noch umfassenderes Kapitel), »Seinen Senf zu etwas geben«, »Das Wetter diskutieren«, »Zustimmen und widersprechen« (*die* urbretonische Tugend: das Revoltieren). Seitdem streuten Nolwenn und Riwal noch häufiger als ohnehin schon bretonische Wendungen ein. *Ken emberr* – »bis gleich«.

»Ist doch eine schöne Idee«, hatte Claire angemerkt, und eigentlich hatte sie recht. Eigentlich. Dupin hatte sich erst einmal um überlebenswichtige Sätze gekümmert: *Kafé am bo, mar plij*, »Einen café bitte«, und *Gwelloc'h eo ganin ur banne gwin*, »Ich nehme ein Glas Wein«. Zwei Sätze, mit denen man eine Sprache bereits elementar beherrschte.

Mittlerweile hatten sie den Dorfplatz erreicht.

»Hier entlang«, wies ihn Le Menn an, die anscheinend genau wusste, wohin sie mussten. »Hausnummer fünf. Da vorne links.«

Dupins Telefon klingelte.

Claire.

»Ja?«

»Ist alles okay bei dir, Georges?«

Eine tiefe Beunruhigung lag in ihrer Frage.

»Ja. Warum?«

»Madame Claudel hat mich eben angerufen. Sie hat etwas von einem Toten in Concarneau erzählt. An unserem Strand. Du hättest ihn aus dem Meer gezogen. Sie war völlig aufgelöst. Sie vermutet einen Mord. Jetzt hat sie sich in ihrem Haus eingeschlossen, weil der Täter bestimmt noch frei herumlaufe.«

Dupin seufzte. Die Nachbarin hatte anscheinend etwas gründlich missverstanden. Er berichtete, was wirklich geschehen war. Auch dass sie es tatsächlich mit einem Mord zu tun hatten. Aber nicht bei ihnen am Strand in Concarneau.

»Gut, Georges. Ich habe jetzt eine dringende Intervention.«

Schon hatte sie aufgelegt.

Dupin schüttelte kurz den Kopf.

Zwei Minuten später klingelten Le Menn und er an der Tür eines alten reetgedeckten Steinhauses, das von üppigen Hortensien umgeben war, lila, pink, blau, rot. Kurz ging Dupin durch den Kopf, dass er, nass, wie er immer noch war, ein seltsames Bild abgeben würde. Aber es war egal. Eigentlich sah er nie aus wie ein »echter« Kommissar.

Es dauerte eine Weile, bis sich im Haus etwas regte. Merkwürdige Geräusche drangen nach draußen.

Die Tür öffnete sich sehr langsam. Vor ihnen stand ein kleiner, gebeugter Mann, Dupin schätzte ihn auf Mitte, Ende achtzig, der sich zitternd auf eine Gehhilfe stützte.

»Ja?«

Eine klare, feste Stimme, der nichts von der offensichtlichen Gebrechlichkeit anhaftete. Nur freundlich hatte sie nicht geklungen.

»Monsieur Provost? Jean Provost?«

Dupin wollte sichergehen.

»Wen erwarten Sie sonst hier, Monsieur?« Die linke Hand rutschte vom Griff der Gehhilfe, Dupin fürchtete kurz, Provost könne stürzen, aber der Mann fing sich wieder. »Was wollen Sie?«

Als möglicher Täter, das stand schon jetzt fest, schied Jean Provost aus.

»Commissariat de Police Concarneau, dürfen wir reinkommen, Monsieur?«

Es war keine Mitteilung, die man zwischen Tür und Angel machte.

»Warum?«

»Eine ernste Angelegenheit, Monsieur.« Dupins Betonung unterstrich seine Worte. Und zeigte anscheinend Wirkung.

»Na gut.«

Provost drehte sich und die Gehhilfe mühsam um und bewegte sich schweigend und langsam durch den kargen Flur in ein schummriges Zimmer, das das Wohnzimmer zu sein schien. Ramponierte Holzdielen. Es roch nach Schmierseife, zitronig, Dupin kannte den Geruch. Jemand war vor nicht allzu langer Zeit zum Putzen da gewesen. Der alte Mann steuerte auf ein schmales Sofa zu, neben dem ein einziger, mit dem gleichen abgewetzten dunkelgrünen Stoff bezogener Sessel stand. Kurz davor blieb Provost abrupt stehen und wandte sich ihnen zu. Er machte weder Anstalten, sich zu setzen, noch, ihnen einen Platz anzubieten.

»Also?«

Es klang immer noch nicht freundlicher.

»Vielleicht setzen Sie sich besser?«, fragte Le Menn mit besorgter Miene.

»Wir haben eine sehr traurige Nachricht, Monsieur.« Dupin kamen die Sätze und ihr grausamer Inhalt mit einem Mal ganz unrealisch vor. »Ihr Neffe, Patric Provost, ist tot. Er ist heute Morgen vermutlich hier im Hafen Opfer eines Gewaltverbrechens geworden.« Er setzte kurz ab. »Wir möchten Ihnen unser tiefstes Beileid aussprechen, Monsieur.«

Der Kommissar hatte den Blick fest auf das Gesicht des alten Mannes gerichtet.

Zunächst wirkte es so, als hätte Jean Provost die Sätze gar nicht gehört. Oder nicht verstanden. Seinen Zügen war keine Reaktion anzumerken. Regungslos starrte er den Kommissar an.

»Monsieur Provost, geht es Ihnen gut?« Le Menn war es nicht geheuer. Immer noch keine Reaktion.

Dupin hatte in seiner Laufbahn schon viele Gespräche dieser Art führen müssen, und doch war es jedes Mal aufs Neue schrecklich. Er hatte in solchen Momenten die unterschiedlichsten Reaktionen erlebt.

»Monsieur Provost, wir werden alles tun, um dieses Verbrechen schnellstmöglich aufzuklären und den Täter zu fassen. Eventuell können Sie uns dabei helfen.«

Jean Provosts Augen hatten sich geweitet.

»Wie ist er gestorben?« Seine Stimme war unverändert. Fest und klar.

»Er wurde erdrosselt und anschließend ins Meer geworfen. Seine Leiche hat sich in den Leinen einer Boje im Hafen verfangen. Nicht weit von der Kaimauer. Ein Fischer hat sie da entdeckt.«

Es war grausam. Aber die Wahrheit. Und die Hinterbliebenen mussten die Wahrheit kennen, immer. Noch schlimmer als die Realität waren die Fantasien, die sich sonst einstellten.

Wieder blieb der alte Mann stumm. Dupins Augen hatten sich mittlerweile an das Zwielflicht gewöhnt.

»Ihr Neffe war gestern Abend bei Ihnen, haben wir gehört. Zu Ihrem Geburtstag.«

Dupin sprach mit sanfter Stimme.

Jean Provost schob die Gehhilfe zur Seite, dann machte er ein paar kleine vorsichtige Schritte zum Sofa und setzte sich. »Ja.« Sein Blick ging Richtung Fenster, aber eigentlich ins Leere.

»Haben Sie beide den Abend hier verbracht, Monsieur?«, wollte Le Menn wissen.

»Wir gehen immer ins Restaurant. Er hat mich hier abgeholt. Es ist nicht weit.«

»Welches Restaurant?«, setzte Le Menn nach. »*Les Trois Mâts*?«

Sie waren gerade daran vorbeigekommen, es lag an dem kleinen Platz. Dupin kannte es. Eine Institution. Der alte Mann bewegte zustimmend den Kopf. Es war schwer, sich vorzustellen, wie er es bis dahin geschafft hatte. Und zurück.

»Wie lange waren Sie im Restaurant?«

»Bis halb zehn. Dann hat Patric mich nach Hause gebracht und ist gegangen. Er übernachtet immer auf seinem Boot.«

»Kannte Patric Provost hier in Doëlan oder der Gegend außer Ihnen noch andere Leute?«

»Nein. Nicht dass ich wüsste. Er lebt auf seiner Insel, verlässt sie selten.«

Seine Stimme hatte mittlerweile an Kraft verloren.

»Sie wissen von niemandem, mit dem er hier eine Verabredung hätte haben können?«

Le Menn ließ nicht locker.

»Nein.«

»Hat er Ihnen etwas erzählt, das in einem Zusammenhang mit der Tat stehen könnte?«

»Was meinen Sie?«

»Von einem Streit, einem Konflikt, irgendwelchen Querelen?«

»Er hat von seinen Schafen erzählt. Seiner Zucht. Ein bisschen über Bonaparte. Wir reden nie viel.«

»Bonaparte?«

»Er«, ein Stocken, »er verehrt Napoleon. Und weiß viel über ihn. Ein Tick.«